

10. Sozialistisch behaust Hochschulbau in der DDR

Peer Pasternack

Die architekturpolitischen Debatten der DDR – vom „Kampf um eine neue deutsche Baukunst“ mit einer „Dialektik von sozialem Inhalt und nationaler Form“ in den 50er Jahren über „Besser, schneller und billiger bauen!“ durch radikale Standardisierung bis hin zur „Einheit von Architektur und Kunst“ – spiegelten sich auch in deren Hochschulbau wider.⁸⁰ Die Behausungen der Hochschulen waren und sind nie nur funktionsgebundene Unterbringungsorte, hier für Forschung und Lehre. Sie sind als architektonische Objekte zugleich Zeichen: Repräsentationsobjekte ihrer Betreiber. Gilt dies für öffentliche Gebäude generell, so tritt in der Hochschularchitektur eines noch hinzu: Als Orte der Bewahrung überkommenen Wissens, der darauf gründenden Wissenschaftsentwicklung wie der Wissensvermittlung an junge Menschen gelten die Hochschulen als Innovationsagenturen der Gesellschaften schlechthin. Dies soll in der baulichen Form symbolischen Ausdruck finden. Bauen erfordert also auch hier immer den Kompromiss zwischen Symbolik, Funktionalität und Ästhetik.

Bereits in den 50er Jahren war eine Fülle von Hoch- und Fachschulneubauten oder -wiederaufbauten entstanden. Für diese Zeit lassen sich zwei Perioden der DDR-Hochschulbauplanung unterscheiden:

- 1945-1955 standen Planungen für den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Hochschulkomplexe und -bauten im Mittelpunkt.
- Zugleich begannen 1950 Planungen für den Neubau Technischer Hochschulen sowie für die Erweiterung und Verlagerung von Hochschulkomplexen, die dann bis 1965 das Hochschulbaugeschehen bestimmten.⁸¹

Dieses Bauen folgte strukturpolitischen Schwerpunktsetzungen: Insbesondere die Fachrichtungen Wirtschaft und Ingenieurwesen wurden favorisiert. Das kann kaum verwundern, denn der Ostteil Deutschlands war zunächst ein allein nicht existenzfähiger Wirtschaftsraum. In diesen mussten ganze Industrien, Verkehrsstrukturen und produktionsorientierte Dienstleistungsstandorte eingepflanzt werden. An der Abfolge und regionalen Verteilung der innerhalb eines einzigen Jahrzehnts neu geschaffenen und nach Kriegszerstörungen wieder aufgebauten Hoch- und Fachschuleinrichtungen lassen sich die wirtschaftliche Schwerpunktbildungen erkennen.

Zugleich sollte aber auch eine schon äußerlich entzifferbare Botschaft von „sozialistischem Forschen, Lehren und Lernen“ erkennbar werden. Doch erwies sich die Forderung nach einem originär sozialistischen Hochschulbau auf der Ebene der symbolischen Formensprache der Bauwerke als nicht so leicht umsetzbar. In den frühen fünfziger Jahren griff man daher auch im Hochschulbau – in Ermangelung eines eigenen, innovativen Formenkonzepts – auf die sog. nationalen Bautraditionen zurück. Ebenso wie in anderen städtebaulichen Sektoren sollte im Hochschulbau ein monumentaler Baustil in klassischer Manier zweierlei leisten: sowohl an das humanistische Erbe anknüpfen als auch ein „nationales Selbstbewusstsein“ des neuen Gemeinwesens und seiner heranzubildenden geistigen ‚Elite‘ ausdrücken.

⁸⁰ Monika Gibas / Peer Pasternack (Hg.): Sozialistisch behaust & bekunstet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR. Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999; Peer Pasternack: Sozialistisch behaust. Hochschulbau in der DDR, in: ders. (Hg.), DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 31-58

⁸¹ Rudolf Rothe: Ergebnisse, Erfahrungen und Aufgaben der Hochschul-Bauplanung in der DDR. Ein Beitrag zur Qualifizierung der funktionellen und baulich-räumlichen Entwicklung von Hochschulkomplexen. Dissertation B, TU Dresden 1985, S. 51-53, unveröff. Auch die weitere Periodisierung erfolgt in Anlehnung an diese Untersuchung.

1965 begann eine neue, dritte Planungsperiode, die neben – wie zuvor schon – Erweiterungen und Verlagerungen von Hochschulkomplexen dem Neubau von Universitätskomplexen gewidmet war. Ähnlich wie in Westdeutschland wurde die Neusetzung der Schwerpunkte dadurch ausgelöst, dass die Politik die schnelle Erhöhung der hochschulischen Ausbildungskapazitäten forderte. Architektonisch kam es zu unterschiedlich bewerteten Lösungen. Die Unwirtlichkeit der Betonbauten suchte man, wo der zur Verfügung stehende Platz es ermöglichte, durch räumliche Freizügigkeit auszugleichen.

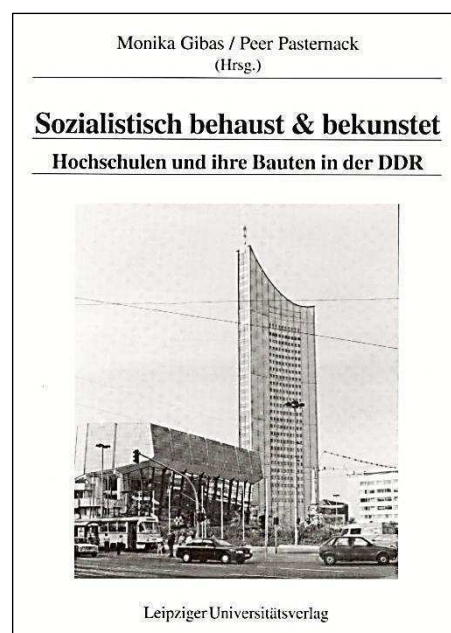
Ab 1972 folgte dann in der DDR die vierte Periode der Hochschulbauplanung. Die Konzentration lag jetzt auf der komplexen Rekonstruktion von Hochschulen. Politisch wurde auf die „intensiv erweiterte Reproduktion der Grundfonds“ orientiert. Sanierung, Umbau und Modernisierung des Bestehenden rückte in den Vordergrund. Eindrucksvolles Beispiel dafür war die Berliner Charité. Zugleich begann sich die beginnende wirtschaftlichen Agonie der DDR auszuwirken.

Bereits Mitte der 60er Jahre war das Programm zur radikalen Standardisierung wieder weitgehend aufgegeben worden. Jetzt sollte die Monotonie bekämpft werden. Nun kamen Gedanken zum Zuge, welche die Kulturfunktion von Architektur unterstrichen. Die Zusammenarbeit von Architekten und Künstlern sollte gefördert werden. Zudem gelangte man zu der Auffassung, dass bestimmte Bauwerke in den Zentren der Städte als einmalige Zeichen Informationen liefern, die Identitätsfunktionen wahrnehmen. So entstand die „Architektur der Bildzeichen“, die auch für den Hochschulbau Bedeutung entfalten sollte. Hervorzuheben waren jetzt zentrale Funktionen der jeweiligen Städte mittels architektonischer Lösungen. Städtebauliche Dominanten sollten auf diese Funktionen verweisen. Zwei Hochschulbau-Projekte dieser Art, die Plastik und Architektur zusammenführen sollten, wurden realisiert, beide von Hermann Henselmann entworfen:

- Für Leipzig entwarf er als Bestandteil des neuen Universitätszentralkomplexes am Karl-Marx-(Augustus-)Platz ein 1973 fertiggestelltes Hochhaus, dreiseitig konkav geformt, 140 Meter hoch: „eine eindrucksvolle architektonische Geste“.⁸²
- Für Jena entwarf Henselmann gleichfalls einen Turm, ursprünglich zwar als Forschungsgebäude für Carl Zeiss Jena projektiert, dann aber, 1972, zum Universitätshochhaus umgewidmet. Der runde Baukörper erinnert an die Bergfriede der umgebenden Burgruinen; die anfangs gar linsenförmig geplanten Fenster sollten auf die Produktion des VEB Carl Zeiss hinweisen, und alsbald wurde der Turm als Fernrohr gedeutet, womit der symbolische Bezug zum Zeiss-Werk wieder hergestellt war.

Zu unterscheiden ist für die beiden realisierten Türme in Leipzig und Jena zweierlei: die Radikalität des architektonischen Entwurfs und die Funktionalität des Bauwerks. Kritischer fällt dabei die funktionelle Bewertung aus. Das im Grundriss dreiecksförmige Leipziger Universitätshochhaus zeichnete sich in Folge nach innen gewölbter Außenwände durch maximalen Grundstücksverbrauch bei minimalem Raumgewinn aus. Für den Turm in Jena wird ähnliches berichtet.

Der staatgewordene Sozialismus war ein kollektivistisches Projekt. Das spiegelte sich auch in den Hochschulbauten der DDR. Präferiert wurde das *kollektive* Lehren, Forschen, Lernen und Leben. Abgesehen von einigen vorrangig semiotischen Manifestationen wie dem Leipziger Universitätsturm lässt sich über die meisten in der DDR realisierten Hochschulkomplexe sagen, dass sie baulich sozialintegrativ angelegt



⁸² Thomas Topfstedt: Vom „Weisheitszahn“ zum Werbesymbol. Der Leipziger Universitätsturm im Wandel seiner Bewertung, in: Monika Gibas / Peer Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaust & bekunestet, Leipzig 1999, S. 168-176, hier S. 171

waren. Das verband sich mit der Intention, einen ablauffeffizienten Hochschulbetrieb zu ermöglichen: kurze Wege durch Konzentration und Kombination von Funktionen, also das Neben- und Ineinander von Institutsräumlichkeiten, Laboren und Ateliers, Vorlesungssälen und Seminarräumen, Bibliotheken sowie Mensen, schließlich die Vermittlung von Studium und Freizeit durch Einbeziehung von Studentenklubs, Wohnheimen und Sportstätten. Auch sollte insbesondere über die Verklammerung von Studien- und Freizeitbereich ein hohes Maß an sozialer Kontrolle ermöglicht werden.

Eine Vermittlung sozialistischer Botschaften gelang auch beim Hochschulbau letztlich nicht auf der Ebene architektonischer Stilmittel. Ein Ausweg, die Botschaft des gesellschaftlichen Fortschritts zu transportieren, fand sich schließlich darin, die Verbreitung sozialistischer Ideen über eine Synthese von funktionaler Architektur einerseits und bildender Kunst andererseits zu realisieren. Als ein gangbarer Weg dazu erschien die Signierung der Hochschulbauten als originär sozialistischer Architektur durch eine ‚Beschriftung‘ mittels Kunstwerken, vor allem solcher der sozialistisch-realistischen Stilrichtung. Architekturbezogene Kunst – über deren gesellschaftspolitische und künstlerische Zielstellungen wie ästhetisch-praktische Ausformung es seit Mitte der siebziger Jahre intensive theoretische Debatten gab – versuchte, das Scheitern des Konzeptes eines sozialistischen Architekturstils aufzufangen.

Das Relief „Karl Marx und das revolutionäre weltverändernde Wesen seiner Lehre“ von Klaus Schwabe, Frank Ruddigkeit und Rolf Kuhrt über dem Portal, Werner Tübkes Monumentalgemälde „Arbeiterklasse und Intelligenz“ im Hauptgebäude und Hartwig Ebersbachs Installation „Antiimperialistische Solidarität“ im Hörsaalgebäude der Leipziger Universität: Sie können hier stellvertretend genannt werden für zahlreiche Versuche, die zugeschriebene sozialistische Identität eines Hochschulbauwerks auf eine sinnlich auch wahrnehmbare Ebene zu heben. Dass es dabei, wie bei Tübke und Ebersbach eindrücklich zu entdecken, jede Menge semisubversiven Unterlaufens des im Werktitel formulierten politischen Auftrags gab – dies freilich konnte sich nur dem erschließen, der die Sinnschichten der Werke zunächst zu unterscheiden und sie alsdann zu decodieren vermochte.

Insgesamt sind die „Wände der Verheißung“⁸³ ihrer Aufgabe, Bauwerke als solche eines sich sozialistisch definierenden Gemeinwesens auszuweisen, durchaus gerecht geworden. Diese Intention der politischen und künstlerischen Elite wurde auch verstanden. Zeugnis davon legten nicht zuletzt die Forderungen nach Depotverbannung der alten DDR-Symbole an Hochschulbauten, die nach dem Zusammenbruch der DDR erhoben wurden, ab.

Bei der Betrachtung der Ergebnisse des DDR-Hochschulbaus wird jede Bewertung der gefundenen Lösungen mindestens berücksichtigen müssen,

- dass es sich vielfach um Kompromisse zwischen Ansprüchen der Architekten und Künstler einerseits und der Auftraggeber andererseits handelte, Kompromisse, die zudem oftmals in politisch aufgeladenen Auseinandersetzungen entstanden;
- dass manches Gestaltungselement seinerzeit international als modern und sozialverträglich galt – etwa fensterlose Räume oder nackter Beton;
- dass den architektonischen Inszenierungsabsichten schon dadurch deutliche Grenzen gesetzt waren, dass der Hochschulbau auch in anderen Bereichen bestehende Defizite zu berücksichtigen und z.T. auszugleichen hatte, bspw. und insbesondere im Gesundheitswesen, woraus sich auch die zentrale Stellung des medizinischen Hochschulbaus in der DDR begründete;
- dass der Hochschulbau fortwährend damit zu kämpfen hatte, dass das Hochschulwesen als ein sog. „nichtproduzierender Sektor“ galt (während Industrie und Landwirtschaft die „produzierenden Sektoren“ waren); daraus ergaben sich immer wieder Schwierigkeiten, ausreichende Ressourcenzuweisungen für die eigenen Vorhaben gegenüber denen der güterproduzierenden Wirtschaft als vorrangig durchzusetzen;
- schließlich wird zu berücksichtigen sein, dass der Entwurf immer das eine war, die Aufnahme des jeweiligen Projekts in die Bilanzierung und die Bauausführung unter DDR-Bedingungen das andere.

⁸³ Peter Guth: Wände der Verheißung. Zur Geschichte der architekturbezogenen Kunst in der DDR, Leipzig 1995